



Leseprobe aus: Hill, Starker-Sohn und Schwester, ISBN 978-3-407-78228-1

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78228-1>

1. Kapitel

Mama starb im Oktober, kurz bevor der Yukon zufror. Starker-Sohn und Schwester durchlebten die grauen Wochen danach, ohne zu weinen, es war alles so plötzlich gegangen. Als Mama nach Tanana fuhr, um das Baby zu bekommen, waren sie so glücklich gewesen, und als sie dann starb, konnten sie es nicht fassen. Es durfte einfach nicht wahr sein. Starker-Sohn war beinahe elf Jahre alt. Für sein Alter war er klein und sehr dünn. Sein Haar war schwarz, glatt und immer zu lang. Eigentlich hieß er wie sein Vater John, aber genau wie die meisten Kinder der Athapaskenindianer in den Dörfern am Yukon wurde er nur bei seinem Spitznamen gerufen, und der war Starker-Sohn.

Schwester war so klein wie ihr Bruder. Unter den Haaren, die ihr ständig ins Gesicht fielen, blickten ihre Augen ruhig und ernst. Ihr richtiger Name war Annie Laurie, nach einem Lied, das ihre Mutter gekannt hatte. Aber niemand nannte sie Annie Laurie, genauso wie Starker-Sohn nie John genannt wurde. Sie hieß einfach Schwester.

Nachdem Daddy von Mama und dem Baby erfahren hatte, betrank er sich irgendwo. Tagelang kam er nicht nach Hause. Das Haus war voller Leute, die zu Mamas Beerdigungsfeier aus anderen Dörfern gekommen waren. Die Feier dauerte mehrere Tage. Daddy konnte so viele Leute um sich herum nicht ausstehen. Er war in einer abgelegenen Fischersiedlung aufgewachsen, und manchmal wurde ihm sogar schon das kleine Dorf zu viel, obwohl es nur hundertfünfzig Einwohner zählte.

Jetzt waren doppelt so viele Menschen da, die Mama mit beerdigen wollten. Das Dorf war überfüllt und laut. Viele Leute schüttelten Starker-Sohn und Schwester die Hände und sagten, sie seien ihre Verwandten. Noch nie zuvor hatten Starker-Sohn und Schwester von ihnen gehört, und sie kamen ganz durcheinander, als die Verwandten zu erklären versuchten, welche Mutter die Nichte von wem gewesen war. Also lächelten sie einfach höflich.

In der Küche drängten sich Frauen um Mamas kleinen Propangasherd und kochten für alle Leute. Manche Gäste saßen im Haus herum, andere trugen Essen in den Gemeindesaal auf dem Hügel, wo Mama im Sarg lag.

Starker-Sohn und Schwester fühlten sich mit den vielen Leuten im Haus fremd und unsicher. Daddy war

fort, irgendwo im Suff, und Mama war tot, dort oben im Gemeindehaus, wo die Leute um sie herum Karten spielten und aßen und tranken. Starker-Sohn und Schwester wünschten alle wieder fort.

In der Zimmerecke saßen sie auf dem Rand ihres großen Bettes und hörten zu, wie sich die Leute unterhielten. Manchmal gingen sie in die kleine Abstellkammer, wo Mama die altmodische Waschmaschine untergebracht hatte, und verkrochen sich dort. Die vielen Leute im Haus, das dauernde Gerede und der Lärm ließen sie beinahe vergessen, dass Mama tot war.

Alles war so anders, dass sie kaum mehr denken konnten.

An einem dieser Abende lagen sie im Bett und versuchten zu schlafen, während sich einige der Frauen am Tisch unterhielten. Das Licht der nackten Glühbirne ließ die Gesichter fremd und wie Fratzen aussehen.

Schwester schloss die Augen fest zu, um sie nicht sehen zu müssen. Aber als eine der Frauen über sie und Starker-Sohn sprach, blickte sie wieder zu den Frauen hinüber.

»Was er wohl mit den Kindern machen wird?«

»Gesagt hat er noch überhaupt nichts. Ist doch nur noch besoffen, seit es passierte.«

Schwester wusste, dass es Daddy war, über den sie sprachen. Sie erkannte die Stimme einer dicken Frau, die flussabwärts lebte und behauptete, eine Cousine von Mama zu sein.

»Schwester sollte am besten zu Nellas Tante nach Kodiak. Gladys heißt sie. Es wird ihr dort gut gehen. Schwester ist nicht dumm und könnte Gladys behilflich sein. Gladys wird auch nicht jünger.«

Die alte Natascha lachte unangenehm. Sie lebte im Nachbarhaus und kannte Starker-Sohn und Schwester von klein auf. Sie wusste alles über jeden, flussaufwärts und flussabwärts, und das meiste, was sie wusste, missfiel ihr.

»Starker-Sohn wäre bei Gladys aber fehl am Platz. Sie ist so ein Putzteufel – sauber, sauberer, am saubersten!«

Die Frauen lachten alle. Starker-Sohn bestand im Sommer fast nur aus Schlamm, Dreck und Sand. Schwester fühlte, wie steif er neben ihr lag. Sie wusste, dass er wach war, traute sich aber nicht, ihn anzustupsen. Vielleicht würde er sie dann anschreien oder so, und dann merkten die Frauen, dass sie wach waren und lauschten.

»Starker-Sohn nehme ich«, sagte Tante Dina. Sie war klein und schwächig und mit Daddys Neffen in Galena verheiratet. Starker-Sohn und Schwester nann-

ten ihn Onkel Rick, obwohl er eigentlich gar kein richtiger Onkel war.

»Du hast doch schon einen Haufen Kinder«, antwortete Natascha.

»Eines mehr stört mich nicht«, sagte die Frau. »Starker-Sohn ist doch kein Rumtreiber, er ist ein ruhiger Junge.«

Die Frauen schwiegen eine Weile und tranken Tee. Dann sprachen sie von anderen Sachen, und Starker-Sohn und Schwester wussten, dass alles entschieden war.

Sie hatten nie darüber nachgedacht, was geschehen würde, wenn die Beerdigungsfeier zu Ende war und die ganzen Leute nach Hause gingen. Es war ihnen nicht in den Sinn gekommen, dass sich ihr Leben verändern würde – jetzt, wo Mama tot war. Es konnte doch nicht sein, dass sie getrennt wurden. Voller Angst wandten sie sich einander zu.

»Starker-Sohn, was sollen wir denn nur tun?«, flüsterte Schwester und weinte beinahe.

»Weiß ich nicht«, antwortete Starker-Sohn schroff.

Am Tag nach der Beerdigung, nachdem die meisten Leute wieder nach Galena und Koyukuk und Nulato und Tanana und all den anderen Dörfern zurückgekehrt waren, kam Natascha, um mit Daddy, Star-

ker-Sohn und Schwester zu sprechen. Sie erzählte ihnen, was sie und die anderen Frauen geplant hatten. Überrascht hörte Daddy zu. »Ich will meine Kinder nirgendwohin schicken. Ich kann schon selbst auf sie aufpassen.« Er hielt kurz inne. Meinte er auch wirklich, was er da sagte? »Jawohl«, schien er sich selbst noch einmal zu bestätigen, »sie sind jetzt schon groß. Sie sorgen selbst für sich, sind kein Problem mehr. Ich und meine Kinder, wir schaffen das schon. Wir brauchen keine Hilfe.«

Natascha sah Daddy fest in die Augen. Schließlich stand sie auf, ging zur Tür und zog sich ihre Arbeitshandschuhe an. Sie blickte zu Starker-Sohn und Schwester hinüber. Vor Angst, dass sie sich verhöhnt hatten, standen die beiden wie erstarrt da. Sie konnten ihr Glück kaum fassen. Daddy würde sie bei sich behalten, in ihrem Dorf, in ihrem eigenen Haus, mit ihren Sachen, mit ihm, miteinander.

»Dann pass gefälligst auf dich auf, John Silas – mit den Kindern!«, sagte Natascha und schlug die Tür laut hinter sich zu.

2. Kapitel

Es ging ganz gut. Sie vermissten Mama, aber die Frauen im Dorf halfen ihnen über die Runden. Auf unzählige Weise bewiesen sie ihre Freundlichkeit. Aber ihre Freundlichkeit war nicht so, dass Starker-Sohn und Schwester sich in ihrer Schuld oder unwohl gefühlt hätten, sondern so, dass es angenehm war. Dannys Mutter nähte ihnen in diesem Winter neue *mukluks*, weil ihnen die alten Fellstiefel zu klein geworden waren, und Natascha strickte Handschuhe und Socken für sie. Wann immer sie Hunger hatten oder wenn sie sich in ihrem Haus einsam fühlten, weil Daddy nicht heimkam, konnten sie zu einem Nachbarn gehen. Dort spielten sie mit den Kindern und aßen und schliefen, wenn sie wollten.

Beinahe jede Nacht träumte Schwester von Mama und von dem winzigen Baby, das mit Mama gestorben war. In ihren Träumen lächelte Mama und hielt Schwester das kleine Kind entgegen, damit sie es sehen konnte. Aber Schwester konnte die beiden nie erreichen.

Dieser Traum machte Schwester traurig, aber wenn

sie über ihren Kummer sprach, ging es ihr besser. Im Dorf hatte jeder Mama gekannt. Starker-Sohn und Schwester bekamen viele Geschichten über sie zu hören. Manchmal waren es lustige Geschichten, und manchmal ging es darum, wie tüchtig Mama gewesen war. Es war fast so, als sei Mama gar nicht tot, denn jeder sprach von ihr. Schwester wusste, dass Mamas Tod für sie erst an einem Ort Wirklichkeit werden würde, wo niemand Mama gekannt hatte.

Die alte Natascha behielt sie immer im Auge. Sie war beinahe siebzig Jahre alt, aber sie arbeitete wie ein Mann. Im Dorf hatten alle ein wenig Angst vor ihr. Man sagte, sie sei eine Heilerin. Das bedeutet, dass sie ein wenig hexen und kranke Leute wieder gesund machen konnte. Oder gesunde Leute krank. Einmal fragte Schwester sie, ob sie wirklich eine Heilerin sei. Natascha lachte und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. »Wo hast du das denn her?«

»Das sagen doch alle«, meinte Schwester.

Natascha steckte noch ein Stück Birkenholz in den Ofen und setzte sich dann. »Also, ich bin keine«, antwortete sie. »Aber lass die anderen ruhig weiter daran glauben«, fügte sie hinzu und deutete dabei mit dem Kopf auf die Häuser hinter ihrem Haus. »Der Vater von meinem Daddy war aber ein Heiler.« Dann erzählte sie Geschichten aus dieser fernen

Zeit, als ihr Vater noch ein kleiner Junge gewesen war. Sie erzählte Schwester davon, wie er zum ersten Mal einen Weißen gesehen hatte, und von dem unterirdischen Haus, in dem er gelebt hatte, wie es damals bei den Athapasken üblich war. Schwester mochte diese alten Geschichten sehr, aber manchmal fragte sie sich doch, ob sie wahr waren.

Natascha kam immer wieder bei ihnen vorbei, um zu sehen, ob alles sauber war. In ihrer großen, gasbetriebenen Waschmaschine wusch sie ihnen die Wäsche.

Wenn Daddy trank, wurde Natascha zornig. »*Kyuh*«, fauchte sie und machte einen harten indianischen Kehllaut. Dann spuckte sie auf den Boden, um ihre Entrüstung zu zeigen. Manchmal logen Starker-Sohn und Schwester und erfanden Ausreden für Daddy, wenn er wieder ein paar Tage fort von zu Hause gewesen war. Natascha wusste immer, wann sie logen.

Aber Daddy trank nicht mehr so viel, und wenn er nüchtern war, dann kochte er ihnen Bohnen, und bei nahe jeden Tag machte er für sie Popcorn. Er spannte Biberfelle oder schnitzte neue Spannbretter für Marderfelle oder reparierte den Vergaser des Schneemobils und dabei erzählte er ihnen von seinen Gedanken. Am Wochenende, wenn keine Schule war, nahm er sie mit, wenn er nach den Fallen sah.

Einmal erwischte Natascha Starker-Sohn spät

abends auf der Straße, wo er mit den anderen Jungen spielte. Sie packte ihn am Arm und zerrte ihn nach Hause. Böse funkelte sie ihn an: »Du! Du hungerst nicht wie dieses Pack da draußen herum. Du gehst gefälligst nach Hause und kümmerst dich um deine kleine Schwester. Wehe, wenn ich dich noch einmal so spät erwische! Deine Mama war eine gute Frau. Aus einer guten Familie. Und du sollst genauso werden.« Und dann schlug sie ihn, und zwar fest, damit er wusste, dass sie es ernst meinte.

Wenn Starker-Sohn danach etwas tun wollte, was die großen Jungen taten, zum Beispiel Zigaretten stehlen oder bis spät draußen bleiben, dann dachte er an das, was Natascha ihm gesagt hatte. Er wollte, dass man im Dorf stolz auf ihn war.